

Toten und Verwundeten wenig geachtet, deren Zahl hoch so erschreckend groß ist: „Parade“ ist die Parade der Lebenden.

Nachdem der Feind, jedes Vordringen zunächst als unmöglich erachtend, sich mit seiner gefassten Macht nach Sedan zurückgezogen, wird die Infanterie vorläufig „außer Gefecht“ gestellt, und selbst die Geschütze schweigen eine Zeit lang, weil Kaiser Wilhelm erwartet, der Feind werde nun die Unmöglichkeit, sich länger zu halten, und das Kupfere weitere Blutvergießen erkennen und deshalb kapitulieren. Als man sich darin getäuscht sieht, wird aufs neue zum Feuer kommandiert. Granaten und Schrapnells durchdringen die Luft und machen die Erde erzittern. Gut gepöbelt schlagen sie in die Festung ein, und nach wenigen Minuten lodern die Flammen aus mehreren Häusern der Stadt, in der entsetzliche, unbeschreibliche Verwüstung eingeleitet ist. Da endlich wird eine weiße Fahne sichtbar und nach sofortigem Einströmen des deutschen Artilleriefeuers reitet ein Friedensparlament in Begleitung mehrerer Offiziere aus einem Tore auf den Stadtplatz des deutschen Oberkommandos zu. Nach längerer Verhandlung ergibt sich der Feind. Sedan ist gefallen. 80 000 Franzosen werden entwaffnet, gefangen über die Grenze geführt und unter ihnen — Napoleon. Das war es, was kein Deutscher geahnt hatte.

Am Abend des 1. Septembers. In weitem Umkreise von Sedan ruhen die deutschen Krieger, trotz ihrer Erschöpfung jubelnd über den glänzenden Sieg, in Gruppen besprechend das weltberühmte Ereignis des Tages, die Gefangenennahme Napoleons und seiner Armee.

In den Löchern umher, ja selbst auf freier Flur hat Rot- und Schwarzpulver aufgeschlagen, darinnen Verwundete die nöthige Pflege finden, und die Toten werden zur ewigen Ruhe bestattet.

König Wilhelm, als der Siegreiche allbereitet und bewundert, als Mensch vergöttert, schreiet tiefbewegt durch die große „Wendung durch Gottes Fügung“ gesunden Hauptes zwischen Bismarck und Moltke über das Schlachtfeld. Begleitet grüßen ihn die Truppen; durch seine Schlichtheit und seine warmherzig hervorquellenden Worte des Dankes an alle, an jeden, entsetzt er diese Begeisterung zu stürmlichem Enthusiasmus.

Er beginnt zu danksagen. Im Dämmerlicht erkennt der Heldengreis ein Dornwachelt und geht, seinen Begleitern ein Zeichen zum Schweigen gebend, darauf zu. Er will die Verwundeten in diesem Feldlazarett auch besuchen und ihnen danken. Vor der Zellwand hört er Geplätsch. Er bleibt stehen und horcht.

„König Kaiser, was das a Tag! Was ist a Freuh, i ist si bußern. Wer anno 66 jollt i nie nit deßsen, hort mei Boater gefogt.“

„Dat is ja allens Blech, Franz. Wat jeweßen is, können wir zwoe beede nich mehr ändern, aber in diesen jungen Krieg ham wir Preußen und Bayern so schön gesammengeshalten und die frohschnauzigen Rothosen so uff de Jude jehoppe, dat ei doch ne Schande wör, wenn nu die Deutschen sich noch eener an andern ärgern läßen.“

„Doffter! brauchen wir uns ja nich, dit Feuer sporen wir für unsre Kerne uff, aber hier — schlag ein, Bruder, uff ewige Freundschaft zwischen Eib und Koch.“

„Ist loch i gehen. Do die Hand! Doch Bayern und Preußen!“

„H! Man nich so laut, dat wir unsre beeden Ollen int Zeit dein nich weden. Mit Deinen Rittmeister steht et ja nich so schlimm, aber meinem Hauptmann hat si'n wackelnder Franzose jehdrig eens ausgewischt. Ich hab

übergens Deinen Rittmeister sollen sein, wie er als Adjutant vorbeisag wie der Sturmwind und — pf! stüffel Ich floobe, id höre int Zeit von sprechen.“

Vorsichtig schleichen die beiden Freunde an das Zelltoren und horchen an der entgegengesetzten Seite, an der schon seit einigen Minuten der König von Preußen mit seinen Paladinen lautstark gesprochen.

„Ich sehe, daß Sie nach sind, Herr Kamerad. Haben auch Sie das Gespräch unserer Deutschen damals vor dem Zell gehört?“

„Ja, und mit großer Freude. Wollte Gott, das ganze tapfere Bayernland schloße sich rasch an Preußen an. Wie furchtbar, als wir beide einst vor vier Jahren — Teufel gegen Teufel — zur Waffe...“

„Still, still! Das liegt ja hinter uns. Damals gab es kein Teufelnd, bald werden wir eins haben. Die Kat hat uns zusammengeführt; wollen wir beide uns beschämen lassen von unseren Deutschen? Hier meine Hand — ein Hoch dem einzigen, deutschen, großen Vaterland.“

Freudestrahelnd reicht der preussische Hauptmann dem bayrischen Rittmeister die Hand hinüber, aber in das dröhnende Hoch dieses Weden mit dem zerstoßenen Wein kann er nicht einstimmen. Er beginnt — in die Brust getroffen — wieder zu husten, und ein kleiner Blutstropf wird auf der weißen Bettdecke sichtbar.

Einem Augenblick ist es ganz still. Da treten drei Hüfengestalten, die Zellvorhänge teilend, leise ein. Sie werden augenblicklich erkannt. Mit einem Ruck erheben sich die Verwundeten, aber der König eilt an Ihre Lager und drängt sie sanft in die Rücken. Ihnen jede Aufregung mit abersichtlich unterlegend. Dann umfaßt er mit beiden Händen die Rechte des vor freudiger Erregung am ganzen Körper erzitternden Bayern mit den Worten: „Für Ihre heutigen Heldentaten und für Ihr langes Vaterland vergossenes Blut mache ich Sie zum Ritter des eisernen Kreuzes. Für Ihre hochherzige Gesinnung aber, die ich schon erlauchte, schenke ich Ihnen — mein Herz, lassen Sie uns Freunde sein für ewige Zeiten.“

Nach dem preussischen Hauptmann schmeißt er unter freudigster Anerkennung eigenhändig die Krone mit dem eisernen Kreuz, dann verläßt er, baldige Genesung wünschend, die beiden Wundlichen, denen Tränen der Freude über die Wangen rollen. So hat König Wilhelm nicht nur Begeisterung für seine Taten, sondern weit mehr noch Liebe und innige Verehrung für seine Person gewekt.

Traußen aber erhebt er den leuchtenden Blick zum Abendhimmel und dankt still und kumm, wie mit dem Herzen, dem Allmächtigen für diesen neuen, wäldlichen Sieg, für die Verheiligung von Nord und Süd.

Heimatsfern.

Wie kehrt ich einstens aus der Ferne zu dir, o Heimat, gern zurück, Da mir noch hell zwei lichte Sterne Erstrahlen in der Mutter Bild.

Friß glänzte mir aus ihrem Auge Ein freundlicher Willkommengruß, Umweht von ihrem Liebeshauche Sehl ich ins Vaterhaus den Fuß.

Kun ward mir fremd die schönste Gabe, Für die mein Herz zu warm stets schlug. Seit zu des Vaters selbem Grabe Man noch die beste Mutter trug.

Karl Gummert.

Druck und Verlag von Neugebauer & Neumann, Neudorf; für die Vertheilung verantwortlich Hermann Schmidt in Neudorf.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Nieser Tageblatt“.

Fr. 88.

Niese, den 2. September 1904.

Nr. 1000.

Die roten Schuhe.

Von Erzähler aus alter Zeit von G. von Gierl. Nachdruck verboten.

Seit meinen Kindertagen habe ich eine besondere Vorliebe für unsere alte Kampfkammer gehabt, und von dem Tage an, da ich sie als kleines Mädchen zum ersten Male an der Hand meiner Mutter betrat, ist sie mir stets wie eine Art Heiligtum erschienen, und ich habe oft geträumt von den Schritten, die dort in den großen Eichenschränken und kunstvollierten Truhen begraben liegen. Und doch ist's nichts als ein bloßes verlassenes Erdental, der dort langsam dem ewigen Geiste all unser irdisches Sein verfallt: dem Vergessen. Aber wie wir Menschen den Tod da, wo er uns ein liebes Herz brach, mit Blumen überschütten, so hat' ich jenes Wollen da oben unter dem Dach unsern alten Hauses mit den jungen Träumen meiner Phantasie bekränzt, und darüber ist sie selbst, die alte Zeit, die längst begrabene, nie lebendig geworden.

Auch heute hat's mich wieder mächtig hinaufgezogen in das einsame Dachstuhlchen. Draußen rieselt der Regen leise hernieder, unten auf dem Marktplatz plätschert der Regen, und sein Jahrsunter alles Lied tönt gedämpft zu mir herauf. Ich knie vor den geöffneten Schränken. Ein feiner, eigenständiger Duft strömt mir daraus entgegen, und leise, leise erwacht die Vergangenheit. Dort liegt der Brautkranz meiner Urgroßmutter, hier das verrostete Schwert meines Ahnherrn, weilsand wohlbeliebt und dessen Bürgermeisters unserer guten Stadt, und jenes zierliche, eisenbeinige Kästchen birgt meine Lieblings: ein paar kleine rote Saffianstüchle mit hohen, gebogenen Absätzen und spitzen Schuhschalen. Sie sind sehr zierlich gefertigt, und haben mich von jeher entzückt. Mein Vater schätzte lächelnd das Daus über meine Vorliebe für diese kleinen Schuhe, an denen doch eigentlich nichts Interessant ist, als ihr Alter. Seine historische Erinnerung knistert sich daran, und unsere Familienchronik weiß nichts von ihnen zu berichten. Ich aber weiß es besser, ich kenne eure Geschichte, ihr kleinen roten Schuhe, und weiß, wie viel Lieb und Leid sich an euch knüpfen. Zwar kann ich es selbst nicht genau sagen, wo ich sie eigentlich erfahren habe, die Geschichten der roten Schuhe, — vielleicht hat sie mir der Herrmann da draußen, der trotz seines Alters noch immer so geschwätzig ist, erzählt, oder die roten Schuhschalen haben sie mir selbst verraten; — kurzum, ich weiß sie, und daß sie kein Märchen ist, kann man schon daraus sehen, daß sie nicht anfängt, wie ein Märchen notwendig beginnen muß, nämlich mit den Worten: Es war einmal.

Das, was ich erzählen will, begab sich anno dazumal. Leider kann ich die Jahreszahl nicht mehr genau angeben, denn der alte Herrmann und die alten Schuhschalen sind sehr eitel, und da sie sich vortrefflich konserviert haben, pflegen sie bei ihren Erzählungen gern ihr Alter zu verschweigen. Aber es ist schon recht lange her, und die roten Schuhe waren damals noch ganz neu, ein Prachtstück des weltlichen Meisters in Herten, der sie gefertigt.

Hell und goldig lag die Sonne über der stolzen Anzenstadt und ließ die reiche Goldschmiede an den zierlichen Schuhen, die der alte Meister eben vor seinen Laden hingestellt, noch heller anblitzen, als es sonst der Fall ge-

wesen würde. Dadurch mochte wohl die Kaiserwahl des jungen, vornehmen Herrn erregt worden sein, der eben mit einem Begleiter die Straße heraufkam und jetzt bewundernd vor Meister Meisters Laden stehen blieb.

„Hi steht doch Wagner“, rief er in deutscher Sprache seinem Begleiter zu, einem stilligen, magern Herrn mit unheimlicher Hornbrille auf der großen, gelagerten Nase. „Sicht doch, Wagner, habt Ihr je selbst jemals paar Schuhschalen gesehen! Wie denkt, daß gibt ein azzig Geschick für meine Jüngler Braut beheim, denn da wir nun zur Heimfahrt rücken, muß ich sorgen, nicht mit leeren Händen zu kommen.“

Der andere lächelte. „Ich meine, Junker Anzen, daß Ihr bereits zu viel erstanden habt, um das letztere zu können, denn fürwahr, Ihr gebort der Herrn überreichlich.“

„Über diese Schuhe sind so lieb, so zierlich und kostbar! Seht nur, wie fein die Stickerei daran ausgeführt ist, so etwas findet man nimmer bei uns in Deutschland, und Schuhschalen nicht den Fuß.“

„Wie alle Jünglerlein“, lachte der Wagner. „Reicht es immerhin, Junker, es ist wirklich ein gar zierliches, feines Werk.“

Der Meister, welcher der Unterhaltung der Herren aufmerksam gefolgt war, hatte, ehegleich er ihre Sprache nicht verstand, klippknall erkannt, daß die Rede zu seinen Gunsten entschieden. Er nannte den Preis und stellte vergnügt die kunstreichen Schuhschalen ein, die der Fremde ihm ohne zu handeln zahlte. Dann gingen die Herren ihrer Wege.

Junker Hans Anzen gehörte einem vornehmen, alten Patriziergeschlecht in Deutschland an. Sein Vater war gegenwärtig Rathherr der Stadt, in welcher die Familie seit uralter Zeit angelesen war. Als ältester Sohn des reichen Hauses war Junker Hans einige Jahre auf Reisen geschickt, hatte mit dem Wagner, seinem einstigen Lehrer, das gepriesene Welschland besucht und auf den hohen Schulen zu Padua und Bologna länger verweilt, und die großen Handelsstädte, mit denen sein Vater das heimliche Verbindungen unterhielt, kennen gelernt. Was dachte man in kurzen wieder heimzukehren, denn die vom Vater zur Reife bestimmten drei Jahre waren verstrichen, und Hans Anzen dachte nicht daran, um Verlängerung der Zeit zu bitten. Zwei Augen, blau und licht, wie der hellgelblichgelbe der Heimat, waren es, die ihn härter als die Sehnsucht nach Vaterland und Altershass über die Alpen trieben.

Großen Herzens unternahm Anzen die Heimfahrt, und je mehr er sich der Vaterstadt näherte, desto freudiger ward ihm zu Mut. Er hatte das heimliche seine Kälte noch nicht gemerkt und malte sich die Überraschung der Seinen in den freundlichsten Farben aus. Es war schon dämmrig, als sie in das Reichthum der Nacht kamen. Schwermüdig schwannte die alte Reichthum durch das alte Stadttor, das der Wächter bereits geschlossen hatte und erst bei dem Klang von des Junkers Stimme ermann offenete.

„Alle Wetter! Ist's denn möglich, der Junker Anzen!“ rief der Mann, als konnte er seinen Augen nicht trauen.

„Still, Alter“, mochte der Aufwandler, „sagt es nicht bekannt werden, ist ich —“